

dtv

Daniel Deserno, 39, bis vor kurzem Investmentbanker, ist Patient in der Kurklinik Waldhaus, unter lauter Prominentenleichen mit Depressionen. Freundin Selma aus der Kulturstiftung der Bank hat ihm nach einem Streit unter dem Weihnachtsbaum mit dem eben ausgepackten Edelkorkenzieher seinen Porsche ruiniert, wie das männlichste Teil unter Daniels Kollegen heißt. In der teuren Kurklinik hängt er den Zeiten ungehemmter Geldvermehrung nach, bis eine neue, junge Patientin auftaucht, die mit einem ferkelhaften Büchlein soviel Erfolg hatte, dass sie darüber schwermütig wurde. Daniel und die Neue kommen sich rasch näher. Dann aber kündigen Selma und auch noch Daniels altlinke Mutter ihren Besuch an, weil im Waldhaus ein berühmter Autor aus seinem Goethe-Roman liest. Im Zuge dieser Lesung über Johans Nummer mit seiner Sponsorin Anna Amalia kommt Daniels Porsche wrack zu einem nicht mehr für möglich gehaltenen Sieg, während ringsherum die Finanzwelt einstürzt.

In seinem neuen Schundroman verschränkt Kirchhoff vier verrückte Liebesgeschichten mit dem Kollaps eines verrückten Systems – ein aberwitziger Kommentar zu den Krisen in der Welt des Geldes und der Literatur.

Bodo Kirchhoff, 1948 geboren, lebt in Frankfurt am Main und am Gardasee. Zuletzt erschienen ›Parlando‹ (2001), ›Schundroman‹ (2002), ›Wo das Meer beginnt‹ (2004), ›Der Sommer nach dem Jahrhundertsommer‹ (2005), ›Die kleine Garbo‹ (2006), ›Eros und Asche‹ (2007) und ›Erinnerungen an meinen Porsche‹ (2009).

Bodo Kirchhoff

Erinnerungen
an meinen Porsche

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Bodo Kirchoff
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Infanta (14029)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
der Frankfurter Verlagsanstalt
© Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2009
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: mauritius images/Janusz Pokorski
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14062-1

Für alle Ursels dieser Welt

Regel Nummer eins: Wer ein Buch schreiben will, muss Zeit und Geld haben und wenigstens *einen* guten Grund. Zeit hatte ich genug unter all den Prominentenleichen im Waldhaus, ebenso Geld, ob in Übersee oder hier, und mein Grund lag auf der Hand, wenn ich an mir herunter sah; dazu kam die Weltlage in diesem Herbst, womit ich das allgemeine Finanzchaos meine. Fehlte noch der Anstoß, um aus Notizen ein Buch zu machen, und da reichte es, dass gleich zwei ungebremsste Frauen am selben Wochenende in der Kurklinik auftauchen wollten: die Frau, ohne die es keinerlei Grund gäbe, überhaupt nachzudenken, und meine liebe Ursel, die mich zur Welt gebracht hat.

Wie immer, wenn sie Ideen hatte, rief sie am späteren Abend an, meine rauchende, nachtmenschige, irgendwie immer noch linke Mutter – ab und zu sollte man sich diesen nicht mehr zu steigernden Verwandtschaftsgrad schriftlich vor Augen führen –, und kaum hatte sie ihren Besuch angekündigt und nebenbei nach meinem Befinden gefragt, kam der übliche Schwall zur Lage der Dinge aus Sicht ihrer Alters-WG. Dein Kapitalismus ist am Ende, rief sie, es gibt nur noch Schulden, die ganze Welt ist verschuldet, wie soll das weitergehen? Kein Wunder, wenn bei uns die Sozis mit Kommunisten paktieren, nur

kann ich leider keine Frau wählen, die anderen den Mund verbietet: *Isch-Basta* heißt die bei mir nur – am Anfang vom Ende steht immer der Größenwahn! Etwas mehr Bescheidenheit, Dannymann, und du wärst nie in dieser Klinik gelandet und könntest nach wie vor Dinge tun, auf die Männer so stolz sind! Hier holte Ursel zum ersten Mal Luft, und hier hole auch ich Luft: für einen Rückblick – auch wenn Rückblicke nicht bei allen beliebt seien, wie mir ein schreiberfahrener Mitpatient zu bedenken gab; nur sollte sich einer, der's ernst meint, nicht gleich bei allen beliebt machen wollen: Regel Nummer zwei für mein Gefühl.

2

Am Anfang war bekanntlich das Wort, nicht der Größenwahn, der kam erst nach der Schöpfung, und Worte stehen auch oft am Beginn von Karrieren, *Omerta* etwa bei der Mafialaufbahn oder *Ruhm* bei einer Filmkarriere. Und auch in meinem Fall kam das Wort nicht von Gott, sondern aus Amerika und hieß einfach *hedge*, in unserer Sprache Hecke oder Winkel, und das *Hedging* war die durch Hecken gesicherte, jeden Winkel nutzende große Geldvermehrung. Kurz: Ich war Investmentbanker, einer mit Turboperformance und Porsche RS, und meine Mutter dachte, ich würde Baumschulen in Afrika finanzieren und C-Klasse fahren. Und dann passierte das mit dem Korkenzieher und meinem GT, aber fangen wir bei A an. Ich heiße Daniel und sollte Daniela heißen, meine Männlichkeit

war also von vornherein durch ein A belastet, und das auch bald laut und deutlich, gefolgt von einem O, was bei den alten Griechen ja das Z war und damit ganz hinten stand.

Ah, da kommt sie! und *Oh, verdammt!* soll nämlich ein Chor aus fünf Frauen bei meinem termingerechten Ausscheiden aus der rein weiblichen Sphäre durcheinandergerufen haben, und demnach wäre ich nicht nur als unerwarteter Junge, sondern auch im Zustand sichtbarer Erregung zur Welt gekommen, das alles im Rahmen einer Frankfurter WG-Geburt, Oktober neunzehnhundertsechzig. Mit von der Partie: meine Mutter Ursel und die drei anderen Frauen der Wohngemeinschaft, Bea, Doro, Ingeborg, sowie im Hintergrund der sogenannte Erzeuger, also mein Vater, ein junger Brillenträger namens Gunther, und an vorderster Front die parteiische Hebamme von der Roten Hilfe. Auch sie hatte mit einem Mädchen gerechnet, soll aber nur den Kopf geschüttelt haben, während es von Gunther hieß, er habe vor Enttäuschung geweint. Gunther war der Einzige, der kochen konnte in der WG, doch seine größte Tat war das Anzünden einer öffentlichen Telefonzelle, an der es eigentlich gar nichts zu brennen gab, und trotzdem konnte Ursel ihm danach einreden, er sei Terrorist, er werde gesucht, damit er bei ihr untertauche, als verstecktes, kochendes Würstchen. Und keine neun Monate später erblickte ich das Licht der Welt, angeblich mit Tönen, als hätte ich an meinem Zustand schon Vergnügen gehabt, wovon gar nicht die Rede sein konnte.

Dieses Vergnügen kam erst mit siebzehn und währte einundzwanzig Jahre, womit ich sagen will, dass meine

beste Zeit vorbei ist, nachdem mir eine Freundin – *Head of Department* bei der Kulturstiftung der Bank, der ich gedient habe – das dafür entscheidende Teil mit einem Korkenzieher aus Italien ruiniert hat, und das auch noch an Heiligabend. Überall war Blut, selbst auf den Hirten vor der Krippe, und nach einem Noteingriff und stationärer Behandlung auf der Urologie – von einem Pfleger, Robin, mit ermunternder Lektüre versorgt, den Bekenntnissen einer jungen Hämorrhoidenpatientin – konnte ich am Tag der Entlassung plötzlich nicht mehr gehen. Die Beine knickten einfach weg wie bei einer Marionette, und eine Schwester schob mich im Rollstuhl von Abteilung zu Abteilung, bis am Ende, in der Psychiatrie, ein keineswegs zerstreuter Professor von spontan reaktiver Gangstörung im Rahmen einer personalen Gesamtkrise sprach.

Und so landete ich schließlich, mit Hilfe von Ursels Energie und meinem Depot auf den Caymans, in der für Gesamtkrisen angeblich besten Umgebung, nämlich der hotelartigen Privatklinik Waldhaus, in einer Suite für Behinderte mit Blick auf den südlichen Schwarzwald, sogar vom Bett aus, und hinab auf die ferne Rheinebene, wenn ich mich auf den Balkon rollte; neben den therapeutischen Maßnahmen sollte auch die Landschaft zur Heilung beitragen, mit dem erklärten Ziel, den eigenen traurigen Zustand anzunehmen, wenn möglich als Freund – ich meine hier den Zustand meines *Porsches*, wie das Teil dort unten in dem Department (*corporate financing*), das ich nach Kräften bereichert habe, genannt wurde.

Aber welcher Mann, der es gewohnt ist, in vier Sekunden auf hundert zu sein, will schon ein Wrack als Freund? Und überhaupt: Ich wollte bereits mit zwölf eine Freundin, und am liebsten wäre mir Romy Schneider gewesen, was mit dem Auftauchen alter Zeitschriften infolge einer polizeilichen WG-Durchsuchung zu tun hatte, nachdem Ursel genau zweihundert Meter unterhalb meiner späteren Wirkungsstätte vom Staatsschutz fotografiert worden war: als Aktivistin im sogenannten Frankfurter Häuserkampf. Zu dem wenigen, was der Polizeitrupp unbeachtet gelassen hatte, gehörten die *Bravo*-Hefte und andere Illustrierte aus Ursels Jugend, und ich stieß auf ein ganzes Heft aus Anlass des dritten und abschließenden *Sissi*-Films und verliebte mich in das süße Gesicht der Schneider, das war das eine. Und das andere vollzog sich dann, ironischerweise, vor dem durchtriebenen Gesicht von Liz Taylor in einem Bericht über den Film *Giganten* mit dem saumäßigen Schauspieler James Dean, der auf einmal das viele Öl findet: links die Taylor mit ihrer spitzen Brust unter einer engen weißen Bluse und rechts der abgerissene Typ mit dem emporschießenden schwarzen Strahl. Und kaum war von meiner Seite, mit Blick auf die Taylor, getan, was getan werden musste, gingen die Gedanken – auch in späteren Beziehungen stets das Problem – zu dem Ölfund beziehungsweise sprudelnden Reichtum. Und in den ersten Waldhausmonaten mit viel Zeit zum Nachdenken erkannte ich in diesem Bild – der Ölstrahl und sein Einfluss auf das Glück – einen der Gründe dafür, dass ich bis zu der Heiligabendsache zu denen gehört

hatte, die durch Termingeschäfte mit dem Ölpreis spielten, während ich mir weiter den Kopf darüber zerbrach, wie ein Korkenzieher von Alessi so sehr von seinem eigentlichen Ziel, dem Korken einer Flasche Tignanello, zur Feier des Abends von mir mitgebracht, hatte abweichen können.

Und über all dem Nachdenken war der Winter zu Ende gegangen und Frühling und Sommer verstrichen, und ich war immer noch an den Rollstuhl gefesselt, ohne die angestrebte Freundschaft geschlossen zu haben; die Heilung hatte bis zum Herbst keinerlei Fortschritte gemacht, auch wenn ich mir in manchen Nächten schon vorstellte, Bett und Rollstuhl zu verlassen, um ein Leben in der Karibik zu führen. Erst in der zweiten Septemberhälfte, während außerhalb des Kurparks die Geldwelt aus den Fugen geriet, kam mit einem Mal Bewegung in das Ganze: kaum auszudenken, wenn man bis dahin nur im Einerlei der Tage eines Waldhauspatienten von morgens bis abends auf ein Wunder gewartet hatte.

3

Der Kuralltag in dem festungsartigen Haus mit eigenem Park begann, entgegen allen üblichen Gepflogenheiten in Einrichtungen dieser Art, erst um acht Uhr dreißig mit dem Geräusch eines Staubsaugers auf dem Flur – in der Bank für mich höchstens ein Zeichen, schlafen zu gehen, wenn nämlich die rumänische Putzkolonnen morgens um

fünf in meine Abteilung kam und ich immer noch am Bildschirm saß, neben mir die Pizzareste der Nacht. Nie war ich dagegen von Staubsaugerlärm geweckt worden, schon gar nicht in der Kindheit, weil keine meiner WG-Tanten auch nur auf die Idee gekommen wäre, Staub zu saugen.

Ich war jedenfalls immer schon wach, wenn mir die kleine Kim – die ich Kim I nenne, um nicht den Überblick zu verlieren – das Frühstück brachte. Kim I hatte stramme weiße Beine, die unter ihrem Kittel aufleuchteten, wenn sie sich nach einem Knopf oder Geldstück bückte, von mir schon nachts auf dem Boden platziert, und obwohl mein Trick längst durchschaut war, hob sie die Dinge weiter auf und reichte sie mir mit einem Lächeln, für das ich inzwischen so dankbar war wie für strahlende Pobacken in früherer Zeit, auch wenn mich diese Zeit mehr als alles andere beschäftigte: angeblich eine kindliche Fixierung, wenn ich Frau Dr. Schmauch, meiner Gesprächstherapeutin, folgte. Und ihr folgte ich nur allzu gern, weil sie eine Stimme hatte wie Romy Schneider, weich und verlangend, wie in *Das Mädchen und der Kommissar*, dem Film, den Ursel nach Aufkommen der Videorekorder immer wieder heimlich gesehen hatte in ihrer Frauen-WG, mit mir an der Seite; eine Stimme, die es völlig unmöglich machte, dem, was die Schmauch sagte, zu widersprechen. Die Gedanken waren einfach woanders, sie waren bei ihren halblangen wippenden Haaren, wenn sie zur Tür hereinkam, und den von engen Pullovern bedeckten Hüften, bei ihrem Mund, der eher schmal war und doch etwas Volles hatte,

sozusagen das volle Programm versprach, und ihren erwachsenen Händen, die sie gern im Schoß hatte, aber nicht ausruhend, eher sprungbereit: als könnten sie jederzeit auch bei mir landen. Und genau dahin wanderten die Gedanken im Laufe jeder Sitzung mit Frau Dr. Schmauch: zu ihren Händen in meinem Schoß, etwas weiblich Warmem, wie ich es zuletzt mit meiner fast großen Liebe erlebt hatte, in der Woche, als das Barrel Rohöl die Hundertdreißigdollarmarke nahm und mir ein Bonus winkte, für den viele ein Leben lang schufteten müssten. Und hier wäre die Gelegenheit, das Thema zu wechseln und von Geld und Autos zu reden, also auf meine innigsten Beziehungen zu kommen, aber die Schmauch riet einem bei jeder Gelegenheit, auch dem Peinlichsten die Stirn zu bieten; also bleibe ich noch bei dem Drang, meinen Porsche einem weiblichen Wesen anzuvertrauen: dem Drang, der immer noch da ist, trotz Korkenzieherattacke – von der ich im Übrigen wollte, sie hätte mir auch die Wünsche verstümmelt.

Schon seit den ersten Tagen in dieser Suite – einer der bescheideneren im Waldhaus, das man sich als diskretes, leicht verblichenes Schloss vorstellen muss, still auf bewaldeter Anhöhe – hatte mich zum Beispiel der Mund von Kim II beschäftigt. Sie war für die Reinigung der Räumlichkeiten zuständig, und die Art, wie sie nach dem Frühstück, also dem Auftritt der kleinen Kim I, das Parkett wischte – etwas gelangweilt, aber auch konzentriert, konzentriert auf mich, der ich vom Bett aus zusah –, weckte meinen ganzen unversehrten Drang. Kim II konnte etwas Englisch, und hätte mich nur ein

kaputtes Bein an den Rollstuhl gefesselt, wäre es sicher ausreichend gewesen, um sich mit ihr über das Wetter oder die Bedingungen ihrer Arbeit, wenn nicht über koreanisches Investment zu unterhalten, also ihr Vertrauen zu gewinnen, mit dem Ziel, sie nach einigen Tagen um ein wenig praktische Anteilnahme zu bitten. Aber ich litt an kaputtem Schwellkörper, um im Bild zu bleiben, einem, der beim geringsten Anwachsen, ja oft schon bei dem Gedanken daran, mit Koliken und einem inneren Glühen antwortete.

You better today?, fragte Kim II in einer Verschnaufpause gern, noch vor dem Bett kniend, und ich sah auf ihren wirklich erstaunlichen Mund, erstaunlich, weil er so harmlos hübsch war, mit blassen, aber großen Lippen, die obere wie mit dem Zirkel gezogen, die untere etwas hingeworfen, eine strenge und eine schlampige Lippe, dazwischen die weißesten Zähne und gelegentlich eine verlegene Zungenspitze, wie nach ihrer Frage. No, erwiderte ich dann immer wahrheitsgemäß, und sie setzte ihr Gewische fort, während ich die Decke zurückschlug, mehr aus alter Gewohnheit in Gegenwart einer Frau als in der Hoffnung, ich könnte Kim II damit erweichen. Wie in sich verkrümelt lag dann mein Porschewrack als hellbeiges Würstchen da, kaum aus der Behaarung ragend, die ich nicht mehr entfernt hatte, für wen auch; etwas Lebloses ging von ihm aus, ein Anblick, auf den meine badische Krankengymnastin gern mit einem Seufzer reagierte.

Sie hieß Marlies und war offenbar glücklich verheiratet, jedenfalls erzählte sie bei jeder Gelegenheit von ih-

rem Mann, den Kindern und einem weißen Pudel, während die kräftigen Hände, von mir privat bezahlt, alles taten, um mich aus dem Rollstuhl zu kriegen, das hieß, meine schon dünn gewordenen Beine nicht noch mehr verkümmern zu lassen, sondern im Gegenteil: sie wieder in Schwung zu bringen. Nur wollte ich in den ersten Waldhausmonaten gar nicht in Schwung gebracht werden; wenn es etwas gab, woran ich noch Halt fand, dann war es die Unbeweglichkeit. Ich hatte Milliarden um den Globus bewegt, meine Pupillen waren nie zur Ruhe gekommen, jetzt wollte ich nur noch traumlos schlafen – oder *ins Nichts flüchten*, wie Frau Dr. Schmauch mein Bestreben schon in der zweiten Sitzung gedeutet hatte. Sie ist recht intelligent und sieht noch dazu gut aus, bis hin zu den Waden und Fesseln, auf die ich Wert lege, eine insgesamt furchteinflößende Mischung aus Köpfchen und anderem, wie bei der Frau, die mir am Ende zum Verhängnis wurde. Und wenn die Schmauch nach unseren Gesprächen in der Suite noch mit den Fingernägeln leicht zerstreut über ein Buch auf meinem Nachttisch strich, so war auch das nicht ohne.

Die ganzen Monate über lag dort zuoberst das schmale Buch eines lebenden Philosophen, der darin einen letzten Gottesbeweis führt – besonders in den toten Stunden des Tages die beste Lektüre für jemanden, der den Ölpreis und damit den Wert der ganzen Welt in die Höhe getrieben hatte, schon um zu erfahren, wer noch über ihm stehen könnte. Ich mochte übrigens diese toten Stunden, sie waren wie ein Teil von mir oder bestätigten mein lebloses Dasein; die erste begann mit dem

Abgang von Kim II stets mit den Worten *You will be better tomorrow* und endete mit der Visite von Professor Cordua, zuständig für alle körperlichen Beschwerden und außerdem Leiter und Gesellschafter des Waldhauses, ein Mann, der mir seit meiner Einlieferung Anfang März einmal pro Woche das Leben vergällt hat, als würden durch seine Hand all die faulen Zahlenströme, die ich je auf den Weg gebracht hatte, zu mir zurückkehren, glühend durch meine Harnröhre.

4

Ansonsten hatte ich den Monat März lesend verbracht, wie das die Bettlägerigen oder Verzweifelten ja oft tun, sonst gäbe es längst keine Bücher mehr für diese Sorte Menschen. Ich las *Die Leiden des jungen Werthers*, der Waldhausbibliothek entnommen, der Titel hatte mich angesprochen, und Goethe schien mir der richtige Mann für ein Buch, das es mit dem Hämorrhoidenbestseller aufnehmen konnte. Nur war dann das Leiden bei Goethe kaum zu vergleichen mit dem der jungen Autorin oder mit meinem Leiden, höchstens in seiner Ursache, nämlich der Liebe: die mir nach wie vor ein Rätsel war. Andererseits hätte der Ausruf *Es kann nicht, es kann nicht so bleiben!* auch mein Ausruf sein können. Und dann fielen einem wie mir auch die zwei Ökonomien auf, die Goethe gegeneinandergestellt hat: auf der einen Seite Werther, der Liebende, der alles vergeudet, ohne irgendetwas, schon gar nicht seine Zeit, in Rechnung zu stellen, auf

der anderen Seite Albert, der Ehemensch, der sich sein Glück kleinkrämerisch einteilt; was fehlte, war der Weg, mit dem man Erfolg hat, das gemanagte Risiko. Alles in allem also kein Ratgeber, aber ich kam damit über den März.

Und den Februar, um das hier auch gleich zu sagen, also die erste Zeit nach der stationären Behandlung, verbrachte ich in Ursels Alters-WG mit Fahrstuhl und Balkonblick auf die Straßenecke, an der sie im Häuserkampf unseren späteren Außenminister vor dem Schlimmsten bewahrt haben soll, sodass es in ihren Kreisen schon hieß, nicht Gunther, sondern er sei mein Erzeuger – ein absurder Gedanke, wenn man mein Hybrid-Financial-Product-Gesicht betrachtet (spitze Nase, blaue Augen, unbestimmtes Lächeln). Auf jeden Fall war ich zur weiteren Pflege vorübergehend in der Luxus-WG, in die ich Ursel eingekauft hatte; sie lebt dort mit zweien aus der alten Nordend-Bande, pensioniert nach dreißig Jahren Familienberatung, und diese beiden, Bea und Doro, schwankend zwischen alter Zuneigung zu *Dannymann*, wie mich Ursel ja heute noch nennt, und stiller Sympathie für die Korkenziehertäterin (fürchte ich), wurden nicht müde, beim abendlichen Rotwein die Umstände meiner Geburt zu wiederholen, als könnte die so frühe Erregung ein Trost für den vorzeitigen Wegfall jeder späteren sein. Allerdings steckte mir Doro dann noch ein Büchlein zu, nachdem ich mehrmals vom Hämorrhoidenhit der jungen Helen erzählt hatte, wie die Autorin und deren Hauptfigur heißt – ich sollte das im Waldhaus bei Gelegenheit lesen, sagte sie hinter vorgehaltener

Hand zum Abschied: eine Erzählung, die das Wesentliche aus dem Helen-Ding schon enthalte, nur wahrer und knapper. Bis Ende September lag sie dann aber unter dem *Letzten Gottesbeweis* auf meinem Nachttisch herum, diese kleine Erzählung mit dem Titel *Der Mann im Flur*, von einer Französin, wen wundert's.

Ein Grund dafür waren auch die regelmäßigen Lesungen im Kaminfoyer des Waldhauses: man bekam dort automatisch eine Dosis an Schwerem, wozu also auch noch vor dem Schlafengehen sich mit Lektüre belasten? Die Lesungen fanden zweimal im Monat statt, immer an Sonntagen, wenn die allgemeine Bedrückung am spürbarsten war, ob im Speisesaal oder in dem kleinen eigenen Kurpark. Es waren Nachmittagsveranstaltungen, um die ärgsten Stunden des Sonntags aufzufangen, die zwischen drei und fünf, und folglich war jeder Platz im Kaminfoyer besetzt, und es wimmelte von bekannten Gesichtern, eine Situation, die für die Autoren recht schmeichelhaft war und dem Waldhaus sicher eine Handhabe bot, die Honorare zu drücken. Auf diese Weise konnte man sich die erste Garde leisten, wie etwa den einzigen Autor (laut Selma), der es nur mit dem hat, was Menschen des Nachts beschäftigt und was sie lieber verschweigen. Er las im August, an einem windlosen glühenden Sonntag, und erlitt danach einen kleinen Zusammenbruch auf der Sonnenterrasse, für mein Gefühl inszeniert, um ein paar Tage in der schönen Umgebung herauszuschlagen, und daraus wurden dann Wochen. Eine Patientin, die schon während der Lesung ständig applaudiert hatte, nahm ihn in ihre Suite; sie war mal

Sportlerin des Jahres gewesen und schlich wie keine andere einsam durch die Flure, bis zu dieser Lesung. Auf jeden Fall wurde der *Nachtseitenautor*, wie ich ihn nenne, mit Hilfe der verliebten Exsportlerin – ich glaube, Tennis und immer noch niedlich, nur eben depressiv – selbst ein Waldhauspatient, was allein durch die Behandlungskosten schon über seinen Verhältnissen lag. Er brauchte Geld, das sah man, jedenfalls sah es einer wie ich, und auf meine Frage, ob er mich in Sachen Schreiben gegen Honorar hin und wieder beraten könnte, kam sofort ein *Meinetwegen*, trotz seines Rufs, ein arroganter Hund zu sein.

Und die Übrigen, die im Waldhaus auftraten, bekamen alle naselang Preise und lebten noch dazu von der Kulturstiftung, wie der Autor, der am ersten Novembersonntag im Kaminfoyer lesen sollte. An jeder Ecke hing schon sein Foto, ein Mann mit hoher Babystirn und Fliege, den sogar ein bekannter Kritiker einführen würde, beide Namen standen auf dem Plakat – *Ludger Truchseß liest aus seinem Goethe-Roman, Einführung Dr. Humbert*. Aber es hatte auch schon ein leibhafter äthiopischer Prinz im Waldhaus gelesen, aus seinem Buch über Manieren, ein nicht sehr angebrachtes Thema an diesem Ort.